

das wird

„Ich wollte nicht nett schreiben“

Mit Karin Smirnoff eröffnen die Nordischen Literaturtage in Hamburg

Interview **Frauke Hamann**

taz: Sie haben spät zu schreiben begonnen, Frau Smirnoff...

Karin Smirnoff: Aber nein! Ich schreibe, seit ich Teenager bin: Gedichte, Kurzgeschichten und Romane, allerdings ohne etwas zu veröffentlichen. In den Neunzigern studierte ich Kreatives Schreiben, 30 Jahre später habe ich damit weitergemacht. Als meine Kinder klein waren, wollte ich keine Schriftstellerin sein. Das Schreiben erfordert beständiges Training. Mit 50 war ich bereit, etwas zu veröffentlichen. Vorher nicht.

Sie hatten vorher unterschiedliche Jobs?

Ich habe in Restaurants und als Altenpflegerin gearbeitet, dann lange als Journalistin. Ungerechte Lohn- und Arbeitsbedingungen sind mir nur zu vertraut. 2013 kaufte ich eine Holzfabrik, den Holzhandel betreibe ich bis heute. Um meine Leute zu bezahlen, hatte ich selbst manchmal kein Geld. Ich kenne beide Seiten!

Ihr Buch „Mein Bruder“ ist voller brutaler Ereignisse.

„Mein Bruder“ handelt von einer jungen Frau, die etwas über die Gewalt in ihrer Familie und in ihrer Umgebung herausfinden will. Ich wollte nicht nett schreiben.

Wie wichtig ist Ihnen die Natur, der Schnee?

Ich lebe in Hertsånger, wo der Roman spielt. Sechs Monate im Jahr liegt Schnee, da sollte man den Winter mögen! Bis auf wenige Nachbarn umgibt mich Wildnis. Wald, Berge, Seen, Meer. Ich erlebe die Natur jeden Tag, beim Fischen wie beim Wandern, beim Pilzesammeln wie beim Skifahren. Bäume und Tiere sind mir sehr nah, auch Mäuse und Ratten.

Ihr Roman ist getränkt von religiösen Motiven. Warum?

Ich bin in einer areligiösen Familie aufgewachsen, doch hat mich die philosophische Seite des Glaubens immer interessiert. Wie schwer es ist, ein geachteter Mensch zu werden, vor sich selbst und vor anderen. Jana Kippo erlebt Heuchelei und Missbrauch, aber auch anmaßende kirchliche Autorität.

Die Familie erscheint als Hauptquelle von Gewalt, oder?

Eine dysfunktionale Familie kann zur Gefahr werden. Bei den Kippos wissen alle von der Brutalität des Vaters und der Schwachheit der Mutter, doch niemand hilft. Die meisten scheuen davor zurück, in eine Familie einzugreifen.

Kann Jana Kippo ihres Bruders Hüter sein, kann sie den alkoholkranken Bror behüten?

Wir können nicht jemandes Hüter sein, aber wir können ein Mitmensch sein! Bror ist der einzige, der Jana etwas bedeutet. Gegenüber dem gewalttätigen Vater hatten sie nur einander. Jana will nicht, dass Bror ein Opfer seiner Sucht wird. Und auch ich möchte nicht, dass irgendjemand zum Opfer wird.

Heute: Eröffnung der Nordischen Literaturtage im Literaturhaus Hamburg mit einer Lesung von Karin Smirnoff (18.30 Uhr) und Erika Fatland (20 Uhr). Das Buch „Mein Bruder“ hat 336 Seiten, kostet 24 Euro und erschien bei Hanser Berlin



Karin Smirnoff, ist schwedische Schriftstellerin. Ihr preisgekrönter Debüt-Roman „Mein Bruder“ erschien 2018.

Gregory Crewdson, Untitled (2003-08)
Foto: Museum Frieder Burda, Baden-Baden, © Gregory Crewdson Courtesy Gagosian



So divers wie die Gesellschaft

Die Ausstellungstrilogie „True Pictures?“ zeigt derzeit in Hannover, Wolfsburg und Braunschweig drei Generationen von hierzulande oft noch unbekanntem Fotokünstler:innen aus Nordamerika

Von **Bettina Maria Brosowsky**

Fotografie aus Nordamerika: Da erinnert man Porträts hoher Militärs und Bilder getöteter Soldaten, die während des Sezessionskrieges aufgenommen wurden. Dieser Krieg ist ja einer der ersten, der auch fotografisch dokumentiert wurde – auf aufwändige und gefährliche Weise, weil Dunkelkammerwagen mit dem Pferdegespann über die Schlachtfelder manövriert werden mussten.

Einer gewissen Nationalheroik im Abbild, so scheint es, blieb die amerikanische Fotografie seitdem treu: in den Landschafts- und Naturbildern eines Ansel Adams etwa, in den sozialdokumentarischen Erfassungen während der Weltwirtschaftskrise durch Walker Evans und Dorothea Lange oder auch in den „man altered landscapes“ der New Topographics um Robert Adams, Lewis Baltz oder Stephen Shore in den 1970er-Jahren. Danach feierte die europäische Fotografie ihren fulminanten Einzug in hiesige Museen, Sammlungen oder Kunstschauen. Das ging zu Lasten der Wahrnehmung amerikanischer Positionen und ihrer Vorreiterrolle für viele Formen der Fotografie.

Es ist an der Zeit für eine große Bestandsaufnahme

Es ist also an der Zeit, mit systematischen Überblicken und ausgewählten Einzelpositionen der Entwicklung seit den 1980er-Jahren, aber auch ganz aktuellen Ambitionen nachzuspüren. Diese Arbeit leistet nun die dreiteilige Ausstellungsreihe „True Pictures?“ in Hannover, Wolfsburg und Braunschweig. Das Fragezeichen im Titel darf dabei als gesunde Skepsis gegenüber der authentischen Abbildqualität der Fotografie nicht erst in Zeiten digitaler (Post-)Produktion, medialer Verwertungszusammenhänge oder gar Fake-News der Ära Trump gelesen werden.

Das Sprengel-Museum in Hannover zeigt derzeit 339 teils äußerst großformatige Bilder oder Serien von 36 Fotokünstler:innen – eine Bestandsaufnahme dreier Generationen nordamerikanischer Fotografie. Zu dem gemeinsamen Kulturraum zählt Kurator Stefan Gronert auch Kanada, im Gegensatz zu Mexiko oder den karibischen Staaten. Dieser Zusammenschluss scheint selbstverständlich, trifft man bereits in der ersten betrachteten Generation doch auch auf die Großformate und Leuchtkästen von Jeff Wall. Er wurde 1946 in Kanada ge-

boren, gilt als Begründer einer informellen Vancouver School, zu der auch weitere in Hannover gezeigte Fotografen wie Rodney Graham, oder Stan Douglas gehören.

Ihre Werke wurden in Europa allesamt als „amerikanisch“ rezipiert, ihre Pionierfunktion in der Etablierung der Farbfotografie und der Großformate gewürdigt. Zur ersten Generation zählen auch die in Eu-

Lange dominierten weiße männliche Akteure und Sichtweisen die Fotografie in den USA

ropa gut bekannten und in Sammlungen vertretenen US-Amerikanerinnen Cindy Sherman oder Sherrie Levine. Sie sind Teil einer Appropriation Art, die mit kunsthistorischen Rückgriffen Kategorien wie Urheberschaft und künstlerische Originalität infrage stellt: Sherman mit ihren Selbstporträts in fiktiven Szenen aus Film, Genremalerei oder Zirkus, Levine mit abfotografierten Fotografien von Eugène Atget bis Walker Evans.

Zur zweiten, in Europa unbekannteren Generation, die nicht erst durch die Digitalisierung das autonome Bild weitertreibt, zählt etwa Gregory Crewdson, 1962 in New York geboren. In Hannover ist er noch durch seine Deutschlandpremiere, 2005 im Kunstverein, in Erinnerung, seine penibel inszenierten schön-schaurigen Großformate reflektieren menschliche Gefühlswel-

ten, die zivilisatorische Verlorenheit oder elementare Bedrohungsängste. Mit wenigen prominenten Ausnahmen wurden beide Generationen durch weiße männliche Akteure und Sichtweisen dominiert, erst die jüngste Fotograf:innen-Generation der nach 1970 Geborenen ist so divers wie die nordamerikanischen Gesellschaften, die sie fotografisch widerspiegeln.

Sie thematisiert die Diskriminierung afroamerikanischer Bevölkerungsanteile und Fragen ethnisch kultureller Identität, die Marginalisierung sozial Benachteiligter, bezieht feministische Positionen. Taryn Simon etwa porträtiert in einer eindrucksvollen Serie zu Unrecht Verurteilte, die mitunter jahrzehntelang unschuldig für Mord, Vergewaltigung oder Raub in Haft sitzen mussten. Die 1975 in New York Geborene zählt sicher zu den Entdeckungen in Hannover. Bemerkenswert ist aber auch, dass die beklemmenden Innenraummonumente von Vikky Alexander, die der zweiten Generation zugerechnet wird, oder die inszenierten Selbstporträts der Indigenen Meryl McMaster, eine Vertreterin der dritten Generation, erstmals im musealen Kontext in Europa zu sehen sind; beide kommen aus Kanada.

Zur dritten Generation, und in Hannover mit drei Fotos beteiligt, zählt auch die Schwarze US-amerikanische Fotografin LaToya Ruby Frazier, der das Kunstmuseum Wolfsburg eine Einzelausstellung mit 150 Fotografien und Videos widmet. Frazier, 1982 in einer Stahlarbeiterstadt in Pennsylvania geboren, stellt sich in die Tradition einer sozialdokumentarischen Schwarz-Weiß-Fotografie der USA. Sie hat hautnah den Untergang der Industrien im Rust Belt erlebt, die gesellschaftlichen Erosionen und existenziellen Nöte der Menschen. Sie verdichtet daraus, teils durch Texte ergänzte Bilderzählungen, bleibt für lange Zeit an der Seite ihrer Protagonist:innen. Frazier beschränkt sich aber nicht auf das anklagende Dokument, sie stellt ihre Arbeit in den Dienst politischer Forderungen.

Eine Symbiose aus Kunst und politischem Aktivismus

Ihre Methodik ist eine Symbiose aus Kunst und Aktivismus: für sauberes Trinkwasser an einem ehemaligen Standort von General Motors, für die Rechte der Arbeiter:innen, für elementare Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit. Auch in einer belgischen Bergbauregion begleitet sie seit 2016 das Schicksal südeuropäischer und türkischer Arbeitsmigrant:innen, erzählt von vielen Corona-Opfern in den prekären Lebensverhältnissen.

Das Museum für Photographie in Braunschweig flankiert mit fünf amerikanischen Fotograf:innen, die zwischen 1938 und 1980, teils nicht in den USA, geboren wurden. Gleichwohl scheinen sie repräsentativ für eine nationale Bildproduktion, die von gradlinig klassischen, schwarz-weißen Landschaftsbildnissen eines Owen Gumps bis zu ganz freien, auch fotogrammetrischen und kameraunabhängigen, farbintensiven Experimenten durch Ketuta Alexi-Meskishvili reichen. 1979 in Tbilisi geboren, ist sie in New York aufgewachsen, lebt aber seit Jahren in Berlin – und empfindet trotzdem als Amerikanerin.

True Pictures? Vom Dokument zum Konzept, bis 5. 12. im Museum für Photographie Braunschweig

Zeitgenössische Fotografie aus Kanada und den USA, bis 13. 2. im Sprengel-Museum Hannover

LaToya Ruby Frazier, bis 4. 4. 22 im Kunstmuseum Wolfsburg



Sandra Gould Ford looking back at the view from her former Talbot Towers Apartment in Braddock PA, 2009 Foto: LaToya Ruby Frazier Courtesy of the artist and Gladstone Gallery/Kunstmuseum Wolfsburg